

Thomas Fuchs

Neuromythologien

Mutmaßungen über die Bewegkräfte der Hirnforschung

In Gottfried Benns Erzählung „Gehirne“ aus dem Jahr 1916 begegnen wir Dr. Rönne, einem jungen Arzt, der als Pathologe zwei Jahre lang Gehirne seziiert hat. Diese Tätigkeit löst schließlich eine existenzielle Krise in ihm aus. Er verliert den Kontakt zur Wirklichkeit, und sein Grübeln kreist nur noch um die Objekte seiner Sektionen:

„Oft fing er etwas höhnisch an: er kenne diese fremden Gebilde, seine Hände hätten sie gehalten. Aber gleich verfiel er wieder: sie lebten in Gesetzen, die nicht von uns seien, und ihr Schicksal sei uns so fremd wie das eines Flusses, auf dem wir fahren. Und dann ganz erloschen, den Blick schon in der Nacht: um zwölf chemische Einheiten handele es sich, die zusammengetreten wären ohne sein Geheiß, und die sich trennen würden, ohne ihn zu fragen.“¹

Die Erkenntnis, sich einem solch hinfälligen Gebilde zu verdanken, stürzt Rönne in eine radikale Selbstentfremdung: Er selbst, der Beobachtende, Forschende und Denkende, scheint nichts weiter zu sein als das Objekt seiner Studien, nämlich ein Klumpen grauer Materie, die ihren eigenen Gesetzen folgt und mit der Welt des Menschen nichts zu tun hat. Rönne verliert den festen Boden seiner Existenz und fällt am Ende in Wahnsinn:

„Was ist es denn mit den Gehirnen? Ich wollte immer auffliegen wie ein Vogel aus der Schlucht; nun lebe ich außen im Kristall. Aber nun geben Sie mir bitte den Weg frei, ich schwinge wieder – ich war so müde – auf Flügeln geht dieser Gang – mit meinem blauen Anemonenschwert – in Mittagsturz des Lichts – in Trümmern des Südens – in zerfallendem Gewölk – Zerstäubungen der Stirne – Entschweifungen der Schläfe“.

Rönnes metaphysischer Schwindel scheint der heutigen Hirnforschung allerdings fremd zu sein. Im Gegenteil: Geradezu mit Eifer machen sich prominente Neurowissenschaftler daran, Seele, Geist und Ich als idealistische Gespenster endgültig aus der Welt zu verbannen. Das Gehirn soll nicht nur der Sitz des Geistes sein, sondern auch das neue Metasubjekt, der Denker unseres Denkens, der Täter unseres Tuns, ja der Schöpfer unserer Welt. Schon eine kleine Auswahl einschlägiger Buchtitel der letzten Jahre belegt diese erstaunliche Karriere:

- „Kosmos im Kopf“²
- „Wie das Gehirn die Seele macht“³
- „Was die Seele wirklich ist“⁴
- „Bauplan für eine Seele“⁵
- „Die Technik auf dem Weg zur Seele“⁶
- „Aus Sicht des Gehirns“⁷
- „Das Gehirn und seine Wirklichkeit“⁸
- „Das Gehirn und sein Geist“⁹
- „Geist im Netz“¹⁰

Die enthusiastische Bejahung der Materialität alles Ideellen, die sich hier bekundet, verkehrt Rönnes metaphysische Verzweiflung ins hypomanische Gegenteil. Wie es scheint, gewinnt die Hirnforschung ihre Triebkräfte zu einem erheblichen Maß aus anti-idealistischen und anti-metaphysischen Affekten. Auch die Öffentlichkeitswirkung der Neurowissenschaften beruht ja nicht nur auf ihren Erkenntnisfortschritten: Mit einer Mischung aus Faszination und Schauer verfolgen wir, wie sie unsere bisherigen psychologischen, anthropologischen und ethischen Grundannahmen so verwegen in Frage stellen.

Nun sind die eigentlichen Triebkräfte und Motive des wissenschaftlichen Fortschritts nicht immer leicht zu erkennen, denn seine Protagonisten geben häufig hehre, aber vordergründige Ziele ihrer Forschungen an wie das Streben nach Erkenntnis und Wahrheit oder die Bekämpfung von Leiden und Not. Die Analyse latenter Motive ist zunächst auf Mutmaßungen angewiesen, die aber Plausibilität gewinnen, wenn sie das Verständnis für implizite Tendenzen und Zielrichtungen des Forschungsprozesses eröffnen können. So hat Regine Kolkle anhand der Analyse von Äußerungen amerikanischer Biogenetiker die Entschlüsselung des menschlichen Genoms als Suche nach dem